

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das kleine Schicksal des Konrad Karner. Eine Geschichte von Johannes
Paul

[urn:nbn:de:bsz:31-338826](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338826)

Das kleine Schicksal des Konrad Karner.

Eine Geschichte von Johannes Paul.



Unser Leben ist wie eine Frage, die Gott uns aufgegeben hat. Nur er weiß die Lösung, die eine einzige ist, und er gibt sie zu seiner Zeit. Selbst ein kleines, ja fast verlorenes Leben vollendet er gött-

lich. Das erfuhr Konrad Karner, von dem ich erzähle.

Das Haus Zur Kelle in Konstanz, Konradigasse, war sonst nicht so unruhig. Jetzt traten mehrmals im Tage fremde Füße vor der Haustür den Schnee ab und gingen die Stiege hinauf, alle zu Frau Karner, die droben krank lag, wer weiß wie schwer. Der Arzt kam täglich dreimal, obwohl — zu seinem Lob sei's gesagt — die Leute arm waren und unversichert. Der Konrad, ihr Bub, lief auf und ab, geht zum Doktor, geht zur Apotheke oder ins Schwesternhaus; ja manchmal — das weiß aber niemand — auch in die Kirche. Es waren für ihn nur drei Minuten zum Münster. Dorthin trug er seine Angst um die Mutter, um die es nicht gut stand. Dort tat seine Hoffnung wieder einen Atemzug, wenn er vor dem roten Lichtlein kniete und verschaut war in das Geheimnis des Altars. Er liebte diese Besuche seit seiner Erstkommunion.

Aber jetzt im Januar zog ihn auch sonst noch etwas. Da stand im linken Seitenschor vor dem Altare des hl. Thomas noch immer die Krippe mit den lebensgroßen Figuren, Maria, Josef, den Hirten und Königen um das göttliche Kind. Ein Stall, wie eine Laube so groß, war aufgezimmeret. Von einem Gemäldegrund sahen ihn Dachs und Esel gutmütig an. Das dünkte ihn alles nicht nur unsagbar köstlich, so daß er sich öfter gewaltsam losreißen mußte. Ach, es war ihm mehr. So viel konnte diese, gerade diese Krippe keinem Menschen mehr sein. Denn das ganze Werk war einst aus der Meisterhand seines Vaters hervorgegangen, als jener noch bessere Zeiten kannte.

Denn inzwischen hatte Vater Karner sich keinen guten Namen gemacht. Es gelang ihm nicht, von seiner Kunstfertigkeit zu leben. Da begann er, Möbel zu schreinern und hätte bald sein Geschäft in Blüte gebracht. Da gewann der Weingeist Macht

über ihn, und er verfiel der Trunksucht, so daß er binnen drei Jahren sein Unternehmen verpielte. Es blieb auch gar nicht bei der Trunksucht. Der Wüßling war bald so verabscheut, daß er kaum um Taglohn Arbeit fand. Einmal im Weinrausch fing er zu zanken an mit einem der alten Gläubiger. „Du bist der Halsabschneider!“ Damit begann's. Und weil der andere sich mit Worten wehrte, denn er hatte bei Karner's Bankrott viel eingebüßt, kam dieser in Hitze, ward tötlich, fiel seinen Schuldhern an und zerschlug ihm Gebiß und Schlüsselbein. Eines Morgens holte ihn die Polizei ins Amtsgefängnis. Seitdem hatte Konrad von seinem Vater nichts mehr gesehen. Man munkelte später, er sei aufgehoben im Arbeitshaus für unbestimmte Zeit.

Der Gedanke an seinen Vater wäre dem Knaben nicht ganz so schmerzlich gewesen, wenn er ihn weniger hätte lieben müssen. Doch war er zu seinem Kinde nur gut gewesen, und Konrad war immer schon mehr am Vater als an der Mutter geblieben. Schon im Neußern glich er dem Vater mit dem blonden Schopf, den dunkleren Brauen, mit seinen Braunaugen und dem üppigen Mund. Der starke Mann, der so vieles konnte und überhaupt allen Kindern gut war und gern etwas zeigte, bastelte, leimte; der manchen Tag bei der Arbeit oder auf einer Landsfahrt mit Konrad wie mit einem Vertrauten redete, er war dem Buben ganz unvergeßlich. Es galt ihm als ausgemacht, daß der Vater etwas Besonderes sei; und daß man ihn nur durch Unrecht zu weit getrieben habe. Der Vater, sein Vater, hatte dies



Sterbefassamentel

Krippe
dann
ster.
Mar
kniet
gebo
Gaa
blau
die
sie b
kon
chen.
seine
Josef
seine
fern
Lebe
Vater
Wahr
Der
das
der
das
Se
ihm;
fühl
gehä
und
ahnte
nicht
ein
mußt
Angf
wird
keine
und
den
Wi
betra



„Konrad! ... Malefizlausbub! ...“

Krippenwerk selber geschnitzt, gemalt und dann jährlich noch aufgestellt, hier im Münster. Wer tat es ihm nach? War diese Maria nicht recht zum Lieben, wie sie da kniete, hingegeben an den Anblick des neugeborenen Kindleins? Wie floß ihr gelöstes Haar so goldgelb und duftig über den lichtblauen Mantel. Wie fein und lose hielt sie die Hände gefaltet! Keinen Blick verwandte sie vom kleinen Jesus. Und das Kind! Er konnte sich nie ersättigen an seinem Gesichtchen. Er hätte das Bild am liebsten in seinen Augen mit fortgenommen. Und Josef war ein so guter Vater. Die Kerze in seiner Rechten gab einen Schein, dessen Lichtfern er mit der Linken schützte, wie man ein Leben schützt. So denkt sich Konrad den Vater; so treu, so gütig, so schutzbereit. Warum hat man ihm den Vater genommen? Der das alles bilden konnte, mußte er nicht das Gute und Schöne in sich tragen? Vor der Krippe verklärte sich dem Knaben stetig das Bild des gesunkenen Mannes.

Sehnsucht und Heimweh wuchsen groß in ihm; wuchsen auch mit der Not, die täglich fühlbarer wurde im kleinen Haushalt der abgehärmten und nun erkrankten Frau. Gram und Sorge hatten sie niedergestreckt. Das ahnte auch Konrad, wenn schon die Mutter nicht klagte. Darum tat er ihr alles, was ein Elfjähriger eben verstehen kann. Er wußte selbst nicht recht, was das für eine Angst war, Angst um die Mutter. Sie wird doch nicht sterben? Sie ist doch noch keine alte Frau. Aber sie lag dann so klein und abgemagert im Bett mit hartglänzenden Augen!

Wie Konrad jetzt eben die Krankenstube betrat, die ein Petroleumlicht nur wenig er-

hellte, und den Blick seiner Mutter auffing, erschrak er fast und fühlte Furcht. Dies widerfuhr ihm mehrmals. Zwar morgens erschien die Mutter beruhigter. Sie lag dann matt nach durchfieberter Nacht. Aber abends hatte ihr Blick zuweilen etwas Fremdes, Gespenstisches. Einmal erlebte er das so stark, daß er's in der halbdunklen Stube vor Grauen nicht aushielt und er in den Abend hinausentlief. Ihm war unfähig elend. Der Wind schnitt ihm ins Gesicht und bewarf es mit Schnee. Er lief und lief und entran doch nicht seinem Schuldbewußtsein, daß er die Mutter verlassen habe. Wohl weiß er, die Frau nebenan schaut alle paar Stunden einmal zur Mutter. Der Gedanke befreit aber nicht. Die Mutter hat niemand als ihn. Wenn sie nach ihm rief? Gewiß erwartet sie ihn seit Stunden. Bereits sind die Sterne ganz klar herausgekommen. Da erschrickt er, erkennt: Er ist durch den Stadtteil Paradies in die Schweiz gelangt und sieht sich umweit von Gottlieben im Röhricht des Rheins. Die Turmkolosse schauen schreckhaft herüber. Er muß nach Hause. Er läuft den weiten Weg zurück, gehebt von Hunger, Kälte, Scham. In einer Stunde hat er's geschafft. Todmüde schiebt er sich durch die Straßen. Endlich Konradgasse! Daheim ist Licht. Erleichtert atmet er auf. Schwester Irmgard ist droben. Sie wird umbetten, denkt er. Oben angelangt vor der Tür, hält er inne für einen Atemzug. Da hört er eine Stimme, nicht von der Schwester. Eine Mannsstimme ist's. Der Arzt? Sie ist so gleichmäßig; er kennt sie doch? Und Konrad öffnet. Ein Lichtschein blendet ihn. Er begreift nicht, bereift: Man hat den Priester gerufen! Sterbsakramente! Und bricht mit einem schwachen Laut zusammen.

Der Geistliche war bis zu dieser Sekunde fast mit den Gebeten der hl. Delung zu Erde gekommen. Er konnte sich jetzt dem Jungen zuwenden, den die Schwester leicht wieder zu sich gebracht hatte. Er kannte ihn gut; er hatte ihn vorbereitet auf seine Erstkommunion im Frühjahr. Du armer Bub. wirst bald keine Mutter mehr haben. Zwar der Vater lebt; aber das ist kein Vater, der selbst einen Vormund braucht. Wenn der Bub nur nichts vom Alten geerbt hat! Es ist viel Gutes in ihm, viel Treue und Eifer, Empfindung. Aber dann hat er oft etwas Schweifendes in seinen Gedanken. Die Phantasie treibt ihn um. Einmal ist er ausgerissen und kam nach zwei Tagen heim.

Während er dies bedachte, schlug Frau Karner die Augen auf aus vorübergehender Betäubung. Sie hatte die heilige Wegzehrung bei gutem Bewußtsein empfangen, aber dann war ihr Geist entführt worden. Ihre Hand glitt suchend über die Decke. Wahrscheinlich vermischte sie Konrad. Wie sie nun

zu sich kam, gewährte sie den schluchzenden Knaben, der am Bette kniete mit Augen nassen Jammers. Sie strich dem Kinde mit der heißen Rechten beruhigend übers Haar. Ihr kam eine Träne und rann die Wange hinab. Sie bewegte den Mund, wollte sprechen. „Konrad, sei gut!“ So brachte sie mühsam heraus. Das war ihr Abschied. In jener Nacht ist sie noch gestorben.

Dies war mehr ein Anfang als Ende der harten Lage. Der Vormund des entmündigten Kerner ward auch Vormund des ganz verwaisten Jungen. Im Einvernehmen mit dem Vater entschied er, daß Konrad zu Tante Christine, der Vaterschwester, kommen solle, die in St. Gallen mit einem kleinen Kaufmann verehelicht war. Er verständigte sich mit ihr, fuhr dann hin und stellte ihn vor in seinem guten Anzug. Die Tante tat freundlich mit ihm. Da sollte er bleiben, bei Verwandten und doch in der Fremde. Denn da war alles fremd. Die schöne Stadt, die ein Tal erfüllt und mit vielen malerisch verteilten Landhäusern aufwärts klettert an beiden Hängen, die jeder wie ein einziger großer Park erscheinen. Auf der Talsohle, inmitten der Stadt, der prächtige Dom in einer heiteren, schnörkeligen Bauart. Die Schulgottesdienste, bei denen der Dom mit lauter Kindern gefüllt war. Die fremden Lieder, die man da sang. Der seltsame Mann, der stehend inmitten aller knienden Kinder den Vorbeter machte. Die St. Gallener Mundart, die etwas Singendes hat und vielfach anders lautet als das mehr schwäbische Alemannisch der Heimat. Fremd, alles fremd. Man muß schon sehr glücklich sein, wenn einem die Fremde nicht wehtun soll. Es gibt zwar ein Leid, das man leichter trägt und vergißt in gewandelter Umwelt. Doch dafür war Konrads Leid zu frisch, zu groß, und der jähen Veränderungen zu viele. Wie eine Pflanze war er mit allen Fäserchen aus dem mütterlichen Erdreich genommen und in ein fremdes veretzt worden.

Der erste Tag in der Schule war gar wie ein Spul. Man hatte ihn mitten in eine Klasse gesetzt, der ein alter, weißbärtiger Lehrer vorstand, dem zwei verschiedene Augengläser über der Weste hingen. Des einen bediente er sich, um Konrad in Augenschein zu nehmen. Das andere brauchte er, um sein Zeugnis zu visitieren. Es kam dem Jungen vor, wie wenn er in die Gewalt eines bösen Zauberers geraten wäre. An der einen Schultafel standen kuriose Zeichen. Lehrer Bögeli nannte sie Schwungübungen. Denn obwohl es in dieser Klasse eigenen Schreibunterricht nicht gab, suchte Bögeli doch die Schrift seiner Schüler zu heben. Dazu diente die Schwungübung. Man schwang seine Kreide oder Feder erst fünf- und sechs-mal schreibend im Cirund, um schließlich den Großbuchstaben als Dotter in dieses Ei zu

setzen. Mochte der Mann im Grunde nicht schlimm sein, so fühlte doch Konrad sich ebensowohl gekränkt durch die Beobachtung, die er ihm zu viel, wie durch die Beachtung, die er ihm zu wenig schenkte. Seine neuen Mitschüler gar behandelten ihn mit Geringschätzung. An Mitspielendürfen war nicht zu denken. Er hätte ihnen gern imponiert. Aber wie? Er war weder stark noch so gewandt wie die Frechsten. Vielleicht im Weitspucken wäre er jedem über gewesen. Aber das galt etwa nichts. O, er war wie verraten!

Das Unglück wollte es, daß Herr Bögeli noch am ersten Tag gewährte, wie Konrad seinen Federhalter nicht mit geraden, sondern mit geknickten Fingern hielt. Er konnte es nicht unterlassen, ihn wegen dessen zu bespötteln. Er könne das bei den „Schwobe“ so machen; die lernten „ihrer Lebzig nit schriebe“. Das gebe es bei den Eidgenossen nicht. Er solle sich nur gleich an ihre Bräuche halten und nicht denken, „die Dütische figet was sunderlich Fürnem“. Das war nicht böse gemeint. Aber Konrad war zu sehr verwundet, um den Spaß herauszuhören und zu begreifen. Er machte sein grimmigstes Gesicht, nur um aufzukommen gegen das Weinen. Bergehen hätte er mögen vor Scham; davonlaufen am ersten Tag. Er konnte nicht weiter-schreiben. Die Zeilen verschwammen vor seinen Augen. Glühende Tränen verwischten die Schrift. Ein grimmes Heimweh, unsagbare Sehnsucht würgten ihn. Er hätte sich aufbäumen können, a u f s i c h r e i e n vor Jähzorn und Weh. Es half alles nichts. Er war wie verraten. Wo war der Vater. Warum ließ er das zu, wenn er doch lebte?

Im Weiterbrüten begann er zu zählen, wie viele Monate und Tage das Schuljahr noch dauere; wie lange er bleiben müsse bei diesem grämlichen alten Lehrer. Und er fand, es müsse noch s e h r lange sein. Aber einmal



Seitdem hört er und sieht nichts...

würde das doch ein Ende nehmen. Das tröstete ihn ein ganz klein wenig.

Auch daheim bei der Tante ging es dem Jungen nicht gut. Denn sie, die nie Kinder hatte, verstand nicht, mit einem Buben umzugehen. Erziehen, meinte sie, sei ein Verfahren, zu dem etwa gleichviel Güte und Härte gehörten, so daß von Rechts wegen auf jedes Honigbrot fast eine Maulschelle komme. Sie hatte derlei in einem Schriftchen gelesen und verstand es nun so. Zudem meinte sie, so ein Junge sei dann am gezogensten, wenn er nie einen eigenen Willen habe; wenn er niemals Lust verspürte, zu spielen, oder sie doch nicht äußerte; wenn er immer tue, was einer Tante von den Augen abzulesen war.

Tante Christine hatte einen Warenladen „Handlung“ stand außen auf dem verärbten Schild. Nicht als ob sie mit sich hätte handeln lassen. Ihre Preise waren fest und streng wie ihre Gerechtigkeit. Man konnte ihr nicht viel Böses nachsagen, nur dies, daß sie öfter einmal nicht gut gelaunt war, was sich daran zeigte, daß sie mit Kunden nicht viele Worte machte und noch weniger geneigt war, auch nur ein Gramm von Zucker, Grieß oder Flocken zuviel zu geben. Ihren Konrad schalt sie dann aus vor Leuten und wollte zeigen, wie tüchtig sie war im Erziehen, obwohl sie nie eigene Kinder erzogen hatte. Und Konrad nahm den Platz eines Lehrbuben ein.

Sie hatte den Jungen im Grund nicht ungerne. Doch nun war er zwölf Jahre alt. Da sangen Buben an, ihr Sonderleben zu führen. Immer wieder traf sie ihn an mit einem Buch in den Fingern. Wo hatte der Bub die Bücher her? Der Pfarrer könnte wohl auch Geheiteres tun, als die Buben zum Lesen anhalten. Wann



Die Obstbäume ächzten am Wege.

hat unjereins Zeit gehabt zum Lesen? Der Junge soll wissen, daß er für die Arbeit auf der Welt ist. Da hatte er wieder den Kopf nicht beisammen. Lüten sollte er kleben; aber keine ist ordentlich glatt; und der ganze Tisch ist mit Leim verschmiert. Da soll er den Hof oder Flur fegen. Aber den Kehricht läßt er liegen und den Besen dabei. Gestern bringt er den „Lederstrumpf“ mit; so heißt ein Indianerbuch. Seitdem hört er und sieht nichts, muß dreimal gerufen werden und erst noch fragen. Ich glaube, der Bub hat doch was vom Vater. Jetzt wird der auch schon so ein Sinnierer. So konnte sein Vater auch dazugehen. So stierte er vor sich hin und später ins Bierglas. Und der hier wird gerade so einer. Ich seh's kommen; ich erleb's noch. Ich habe Lust und schlage dem Buben die Bücher um den Kopf!

„Konrad! — Konrad!! — Keine Antwort. Malesizlausbub, Konrad!!!“

„Tante?“

„Wie oft hab ich dir jetzt geschrien?“

„Zwei . . .“

„Nein dreimal! Wo dösest du wieder herum? Hast wieder die Nase im Buch? Geht, hast wieder die Nase im Buch! Bring mir das Buch fort! Von der Stelle trag's hin, wo du's her hast!“

„Aber Tante, ich muß doch noch den Schluß wissen! Tante, ich will erst am Sonntag wieder lesen!“

Er sagte es mit einem so bittenden Blick. „Nichts da! Du bist mir schon selbst genug Indianer. Gib das Buch heim, fort!“

„Aber Tante, ich . . .“

Da erstickt ihm ein Tränenstrom die Stimme —

„. . . ich bring das Buch fort; aber laß mir noch den Schluß! Es sind ja nur noch zehn Seiten. Tante!“

Doch sie ließ sich nicht erweichen.

„Jetzt pack' dich! Es kommt mir aus dem Haus! In fünf Minuten bist du wieder da! Ich weiß dir Arbeit!“

Da springt Konrad weinend fort, das Buch unterm linken Arm. Es brodelte in ihm von Auflehnung. Er muß einfach wissen, was dem Mohikaner geschieht. Er schlüpfte um die Ecke; die Tante sieht ihn nicht mehr. Jetzt überliest er im Flug das letzte Kapitel. Die Augen wollen nicht recht. Tränen setzen sie noch unter Wasser. Hastig verschlingt er die Seiten. Es schwirrt in seinem Herzen von trauten Namen von Cora, Falkenauge, Manitou. „Der Zorn Manitous ist noch nicht gefühlt“, liest er und atmet auf. Er selber ist Manitou. Er wird sein Buch abliefern, ja. Doch er wird noch viele lesen. Auch „Brärie“ und den „Pfadfinder“.

Zwei Augenblicke später schellt er im Pfarrhaus.

Der Herr schaut selber heraus.

„Was ist, Konrad?“

„Ich soll mein Buch abgeben.“

„Aber doch jetzt nicht.“

„Doch, bitte. Die Tante leidet's nicht, daß ich lese.“

„So, ist die Tante schuld? Nun sie wird ja wissen, warum. Hast du denn was verbrochen?“

Konrad antwortet nicht. Aber Tränen stürzen ihm übers ganze Gesicht. Er schüttelt nur heftig mit dem Kopf, so daß die Tropfen dem Geistlichen an den Talar springen. Der Pfarrer muß lächeln. Aber zugleich empfindet er etwas von dem tiefen Heimweh, von dem Bittergefühl in der Knabenseele, der man nicht gerecht wird. Zwei Blicke schauen den Pfarrer an, verzweifelt und trostlos. Zwischen halbgeöffneten Lidern zeigen sich Braun und Weiß der Augen wie rötlich verschmolzen. Pfarrer Amberg gibt dem Knaben ein paar gute Worte. Er ahnt ein wenig, wie schwer es Konrad haben mochte. Er will bei Frau Christine doch einmal Nachschau halten.

Es ging in der Schule nicht immer so schlecht wie am ersten Tag. Lehrer Bögeli war auch gar nicht so böse. Die andern Buben nahmen ihn nicht für schlimm. Auch Konrad gestand sich, daß jener doch freundlich zu ihm war. Die Schweizerart war nur etwas derb. Doch es kam eine Zeit, da er eingewöhnt war. Nicht so wie in der Heimat, wo ihm die Schule Vergnügen machte; aber so, daß die Angst überwunden war. Auch unter den Mitschülern stand er nicht mehr so fremd.

Zu Hause verging indessen kein Tag ohne Mißgeschick. Es lag nicht nur an der Tante. Er hatte einfach Pech. Es mochte alles ein paar Stunden in schönster Ordnung laufen. Dann mußte ein Mißverständnis kommen, das seine oder das der Tante; gleichviel, es gab Austritt über Austritt. In ganz schlimmen Fällen wurde der Onkel beigezogen, der aber nicht so zu fürchten war; nur daß sich Konrad vor ihm mehr schämte, weil zwischen beiden so etwas wie ein kleines Einverständnis herrschte.

Sehr träge verging die Zeit. Es war Ostern geworden. Ein schöner Frühling und

Sommer zog ins Land. Konrad lernte auf Sonntagsausflügen mit Onkel ein wenig die nächsten Berge kennen; die kleineren zunächst, die unberühmten. Er sah die Gegenden hinter St. Gallen. Er kam ein wenig ins Appenzellerland und sah den Säntis und Altmann aus großer Nähe. Berge, die er am Bodensee fast täglich gesehen, aber hier nicht wiedererkannt hatte, so verändert erschienen sie hier, soviel ragender. Schier lustig zu sehen waren um Appenzell die vielen Sennhütten, gleichartige Klöbchen, wie Riesenspielzeuge hingestreut auf die Almnen der Berge. An einer oberen Grenze verloren sie sich, gegen Wälder hin oder wildes Gestein.



Maria ist wieder da. Im Beten erglüht sie.

So waren die Sonntage oft ein wahrer Lichtblick nach Tagen der Betrübniß und Mutlosigkeit. Doch auch diese Lichtblicke wurden seltener mit vorrückender Jahreszeit. Der Herbst kam, der im Gebirge ein früher Winter ist. Zwar liegt die Sonne dann noch wie reinigte Goldflut auf den Höhen. Aber in den Tälern wärmt sie nicht mehr und Kälte drängte die Menschen in die Stuben und um die irdenen Defen. Novemberstürme kamen mit Wutgeheul. Sie legten sich mitte Monats und zogen nach sich unendliches Schneegewölk. Aber Schnee fiel nicht, doch unablässig trieben die düsteren Nebel, die sich nicht entladen konnten. Bedrückt ging Konrad zur Schule, bedrückter schlich er heim.

Dezember kam mit reinem Himmel und etwas Licht: Adventslicht. Wäre er nicht so traurig daran gewesen, ihn hätte Weihnachtserwartung durch viele Wochen getragen. Was wird ihn jetzt freuen? Ist das Christfest nicht doch ein Fest der Liebenden, Frohen? Ist da nicht öfter der Arme ärmer, der Traurige trauriger? Wie leicht ist gesagt, schon der Glaube sei Glück. Wer dürfte es leugnen! Indeß, wird der Mensch nicht auch am Glauben versucht? Ist die Hoffnung nicht ein gar zartes Pflänzchen? Ein Kinder gemüt nicht leicht verletzlich?

Konrad litt doch und war verwaister in diesen Tagen denn je. Nur einen Blickpunkt hatte sein Denken; auf ein einziges Bild be-

zogen sich alle Wünsche verzehrender Sehnsucht. Er weiß einen einzigen, allereinzigen Ort, an dem Weihnachten ist, der das Herzgeheimnis der Christnacht birgt, seinen Anbegriff aller Seligkeitswonnen: die Krippe, seine Krippe, die den Vater bedeutet, die Mutter, die Heimat! Davon träumt er schlafend und wachend. Die heiligen Gestalten sieht er, die Farben, das Licht. Gewänder fließen. Marias Blondhaar über des Mantels Blau. Goldhell das heilige Haar! Und Josef ist ganz der Vater. So ist sein Vater, so will er ihn. Und das Kindlein ist da und segnet lieblich. Ihn, ihn selbst! Mit seinen Gesichtern spricht er, zu ihnen betet er. Seine Sehnsucht sagt, sein Heimweh klagt er ihnen. Stunden der Nächte weint er. Und ganze Tage geht er im Traum.

Seiner Arbeit kam es nicht zugute. So gab es wieder Mißgeschick und im Gefolge erziehlische Predigten, Scheltworte, Strafen. Das alles ging nur außen um ihn vor.

Eines Abends war eine Sendung verchieden großer Kisten angekommen. Tante Christine hieß Konrad die Kisten öffnen. Er versah sich mit Zange und Brecheisen und ging im Warenlager daran, die Nägel zu ziehen und die Deckel zu heben. Er hatte einige Zeit damit zu tun. In einer Kiste fand er gemischtes Dörrobst. In einer andern Apferringe und gedörrte Pflaumen. Beim Öffnen waren ein paar Pflaumen zu Boden gefallen. Er steckte sie zu sich. Man durfte sie doch nicht mehr verkaufen. In kleineren Kisten waren Mandeln und Haselnüsse. Davon steckte er ein paar in den Mund. Dann ging's an die letzte Kiste. Sie war bis oben hin mit Apfelsinen gefüllt, mit frühen gelben Früchten. Begierig sog er den Duft ein. Er hätte gar zu gern davon genascht. Doch er fand den Mut nicht. Aber eine Orange war verlegt worden von einem Nagel. Diese nahm er an sich, schälte und aß sie. Noch war sie nicht verzehrt, als Tante Christine nachschauen kam, was er solange trödle. Und gerade da ertappte sie ihn, wie er die flebrigen Finger ableckte. Vor ihm lagen auf einem Kistenbrett die gelbweißen Schalenreste und ein paar Kerne.

„Dacht ich doch, daß er maust! Wer hat dir erlaubt . . . ? Und da fehlen Pflaumen! Du Dieb, du Luschaiß! Zeig deine Taschen! Was ist das? Und das? Nuzkerne!“ Noch ehe Konrad zu Wort kommen konnte, traf ihn ein Ohrfeigenhagel. Und als er heulend entlief, schrie sie ihm nach: „Ja, brüll du nur, du Nichtsnutz, du Dieb! Du kommst noch Schläg über mit dem Hagenschwanz! Hab ich das davon, daß ich den Schlingel um Gotteswillen aufgenommen hab? Einen Dieb hab ich im Haus, der mich bestiehlt wie ein Raß! Sag ich denn nicht immer, daß er wird wie sein Alter? Aber wart nur! Ich kenn dich jetzt, Bürschli! Ich zieh dich.“

So zeterte sie an die zwei Stunden fort, bis der Onkel heimkam. Sie überschüttete auch diesen mit Klagen und Vorwürfen, daß er dem Jungen den Rücken steife, weil er mit ihm „Kamerädlis“ mache. So mußte er endlich, weil die Sache doch ernst schien und er seinen Frieden haben wollte, zum Steden greifen und die Züchtigung an Konrad vornehmen. Zur völligen Genugtuung verlangte die Tante, daß er ungesäumt und ohne Nachessen zu Bett gehe. Winselnd verzog er sich. Niemand hörte ihn an. War er denn so schlimm? Sollte ein so großes Unrecht gewesen sein, was er getan? Tief unglücklich, am ganzen Leibe zitternd kroch er ins kalte Nest. An Leib und Seele gekränkt, vergrub er sein Gesicht in die Kissen. Er war verraten. Ihm war nichts gegönnt. Jeder Tag trieb sein Gespött mit ihm. Wie das Mondlicht jetzt grell in sein Dachfenster sah, war Gespött, war Hohn. Zum erstenmal war er versucht zu hassen. Er hätte der Tante vielleicht etwas Höllisches antun mögen. Dann wieder, seiner Ohnmacht und der Sündhaftigkeit solcher Gedanken bewußt, ertränkte er seinen Grimm in vielen Tränen. Vor Erschöpfung muß er einmal kurz geschlafen haben. Als er bald nach Mitternacht wieder wach lag, war sein Herz nur noch von einer einzigen großen Sehnsucht erfüllt, von seinem Heimwehleid und -verlangen.

Auf der Schwelle zwischen Traum und Wachsein ging es ihm vor, wie der Vater an seiner Krippe schnitzte und wie er, Konrad, ihm zuschäue bei seiner Santierung. Vor dem Vater stehe die Figur des hl. Josef aus Lindenholz geschnitzt, der Kopf schon vollendet, der übrige Leib noch im Rohschnitt. Wenn man Josef und den Vater zugleich von der Seite besah, so glichen sie sich um's Haar. Aus ihren Gesichtern sprach die gleiche Güte; aus dem des Vaters die reine Freude am Werk, aus dem St. Josefs die heilige Freude, Maria zu haben und nun auch ihr wunderbares Kind.

In einem neuen Traum wird es gewesen sein, da sah er Maria im lichtroten Kleid und blauen Mantel, den eine güldene Spange zusammenhielt. Erst kniete sie still. Nur die Lippen bewegte sie betend. Aber dann geschah, was ihm fast das Herz stehen ließ: die blauen Blicke der Mutter und des Kindes begegneten sich, vier selige Blicke! Und Maria nahm das jubelnde Kindlein auf den Arm, an Herz und Wange. Mit beiden Händchen drängte es zu ihrem Munde, umschlang ihren Hals, verstrickte die Fingerringen in ihrem seidenen Haar. Da muß Maria gesehen haben, wie Konrad sie betrachtete, weinend vor Armut, daß niemand ihn liebe. Da blickte sie selbst ihn liebevoll an. Das war, wie wenn alle Schmerztage zumal von ihm abfielen. Er begriff nicht sogleich, was es bedeuten wollte, daß sie sich neigte.

zu ihm sich neigte, bis daß ihr Haar ihn an der Wange streifte und ihre Lippen ruhten auf seiner Stirn. Er hörte sie sagen: „Komm doch!“ Dann sah er und wußte nichts mehr. Nur ein Gefühl war geblieben von großem Frieden und als habe an seiner Stirne ein Blütenblatt.

Dies alles war geschehen zehn Tage vor Weihnachten. Ohne sich unten im Hause zu zeigen, ging der Knabe am andern Morgen in die Schule. Mit den Gedanken war er nicht dabei. Mittags beim Essen war es stiller als sonst. Im übrigen war Tante Christine nicht mehr so böse, wie er gefürchtet hatte. Er war ihr dafür ein wenig dankbar. Still tat er seine Arbeit. Viele Frauen kauften noch ein für ihre Weihnachtsbäckerei. Er mußte Grieß- und Mehlzucker in Pfunddüten verwiegen. Er half verpacken oder trug Gekauftes und Bestelltes in die Häuser. Man schenkte ihm da und dort ein Hünfrappenstück. Er kannte die guten Häuser schon dafür.

So kamen die Festtage heran. Wenn sonst alle Kinderherzen darauf gespannt sind, so galt es doch diesmal für Konrad nicht oder anders. Er trug einen Traum in sich. Seit Muttergottes gesagt hatte: „Komm!“, war ihm klar geworden, daß es nur ein Ziel für ihn gebe: Er solle zu ihr kommen und zu seiner Krippe. Es gab kein Glück für ihn als nur in der Heimat. Daß alles mißglücken könne, bedachte er nicht. Was dann weiter sei, war ihm keine Sorge. Vielleicht war der Vater dort, sonst aber der Vormund. Hier konnte er nicht bleiben. Er wollte sich in den nächsten Tagen aufmachen. Der rechte Zeitpunkt würde sich geben.

Der heilige Abend war sehr kümmerlich. Es fehlte nicht an Gaben. Konrad bekam ein Winterwams, zwei Hemden und Strümpfe. Doch das Herz wäre leer geblieben, wäre nicht längst in ihm Weihnacht geworden durch sein Geheimnis. Früh ging man zu Bett. Denn um Mitternacht wollte man in der Stiftskirche sein zur Mette. Das war schon recht schön, wie der Raum des Domriesen bis zur Decke erleuchtet war von einem sanften Licht, und wie ein Knabenchor die Kunde der Engel sang, klar aus der Höhe. Gegen Ende des Amtes sah er viele den Leib des Herrn empfangen. Jetzt tat es ihm leid, daß er nicht gebeichtet hatte. Wie gern hätte er das Christkind beherbergt. Er nahm sich vor, in aller Frühe morgen zu beichten. Denn es drückte ihn jetzt sein Groll auf die Tante. Er hatte zwar gleich bereut. Sonst hätte Maria nicht mit ihm gesprochen. Also morgen denn!

Und er tat so. Als er den Beichtstuhl verließ, war sein Herz recht fühlbar erleichtert. Dann empfing er das Gotteskind. Es begegnete ihm sehr lieb. Die letzte Bangigkeit war jetzt genommen. Er sah das Kind

in seiner Seele ganz deutlich. Und es war nicht allein. Es war getragen von der heiligen Mutter. Sie nickte Konrad herzlich zu. Das wollte heißen: Komm doch! Er durfte nicht länger säumen. Es war für ihn ausgemacht: Morgen! Morgen bricht er auf. Er war des Befehls gewiß. Er sah keine Wahl, nur dieses klare Müßen.

Er verbrachte St. Stefanstag mit mancherlei kleinen Zurüstungen. Am Hauptbahnhof fragte er einen Schaffner nach allen Vormittagszügen in Richtung Romanshorn. Am Fahrkartenschalter erkundigte er sich nach dem Fahrpreis nach Romanshorn und auch nach Konstanz. Er berechnete, daß alles in allem sein Geld nur für die kürzeren Strecke reichen werde. Das bedeutete aber, daß er den halben Weg zu Fuß machen müsse. Er klaupte dann aus einem Versteck alle wohlverdienten Fünfs- und Zehnrappler zusammen. Weil diese nicht langten, praktizierte er kunstvoll die fehlenden Zehner aus dem Schatz seiner Sparsbüchse. Er ging früh schlafen. Dagegen hatte niemand etwas.

Der folgende Tag begann wie gewohnt. Konrad reinigte sein Schuhwerk. Dann ging er zum Frühstück, trank zwei Tassen warme Milch, aß zu jeder ein Bärli (kleines Brot). Einmal, gegen neun Uhr, wurde die Tante wieder in den Laden gerufen. Da stahl er sich fort. Ein Vesperbrot und den Schulumantel hatte er noch an sich genommen. Er vermied die gewohnten Straßen, um ungeesehen recht weit zu kommen. Nach einem Umweg bog er zum Bahnhof ab. Dort löste er einstweilen die Fahrkarte. Noch war ja Zeit bis zehn Uhr. So schlenderte er an der Kirche St. Leonhard hinaus ins Kasernenviertel, wo zu Zeiten die Rekruten auf der Kreuzbleiche übten. Doch lag das Exerzierfeld an jenem Morgen still. Die Kasernen standen leer.

Mittlerweile war die Zeit seiner Abfahrt nahegerückt. Er ging zur Bahn, fand seinen Zug mit der Aufschrift „St. Gallen—Romanshorn“ und nahm einen Platz am Fenster. Es war sonst niemand im Wagen. Nur ein hochbeiniger Schaffner kam, dem die Diensttasche am langen Riemen hinab zum Knie hing. So haben es alle Schweizer Schaffner. Er verlangte die Karte zu lochen, sonst wollte er nichts.

Der Zug war bald in rascher Fahrt bergab. Auf die Stationen hatte Konrad nicht sehr acht. Er ersehnte den Augenblick, wann man zum erstenmal den Bodensee sieht. Das ist bei Roggwil-Berg. Doch sollte ihm gleich eine Enttäuschung werden. Die Luft war klar wie vor Niederschlägen. Doch der See lag unfreundlich grau, fast finster vor seinen Augen. Schneeränder begrenzten ihn hell. Der Himmel war schwer verhangen von Wolkenlasten. Im Wagen spürte man nicht, wie draußen der Wind schnitt. Es war

ein hartfalter Tag. Er konnte bald Schnee bringen. Das wußte der Knabe nicht. Es hätte ihn auch nicht beirrt. Rasch ging es zu Tal. Gaggenschwil kam mit seiner Burgmaße. Ratternd ging es über den Hegibachbradukt. Hinter Egnach trat die Bahn an den See. Ein schmaler Eisstreifen war an den Uferborden sichtbar. Der Hasen von Romanshorn mußte nahe sein. Ein Schweizer Dampfer schien Kurs gerade auf Konrad zu halten. Und wirklich verlangsamte sich die Fahrt des Zuges, führte an Säusern hin. Noch zwei Minuten, und er stand fauchend und zischend zwischen den Rampen. Der Junge stieg aus. Er spürte die Kälte draußen doch recht empfindlich nach dem Aufenthalt im geheizten Wagen.

Entschlossen suchte Konrad den Ausgang aus der kleinen Stadt. Eine Straße führte ihn rechterhand hinaus. Um warm zu werden, trat er fest auf; mußte aber bald erkennen, daß ihn das rasch ermüde, weil die Straße ohnehin schwer zu gehen war. Ihre Schneedecke war von Fahrzeugen eisglatt gefahren, dazu die Fahrbahn gewölbt. Jeden Augenblick konnte ein Kraftwagen kommen. Leicht glitt man aus! So war er gezwungen, in der Begrinne zu bleiben. Er brauchte, als er bald bemerkte, mehr Zeit im Gehen, als er vorgesehen hatte. Es war nun schon Mittag vorüber, die Sonne stand am höchsten, blieb aber kalt und war wie ein grellweißer Mond zwischen Gewölkfetzen sichtbar. Ein Ruffinger wischte ihr manchmal durchs Gesicht. Die Kälte kniff den Knaben durch Mantel und Kleider. Noch war er nicht einmal in Uttwil. Lange sah er den verschneiten Park mit dem Kurhause vor sich. Seine Straße ging immer am See hin. Hungrige Wasservögel schrieten herüber, Bläshühner und Möven. Als er ins Dorf kam, fing es leicht zu schneien an, einen kleinen körnigen Schnee. Nach Bubenart machte ihm das Vergnügen. Er sah freilich nicht mehr so klar ans deutsche Ufer. Gegenüber von Keshwil und Güttingen erkannte er noch einen größeren Ort. Das konnte wohl Zimmenstaad sein. Denn Friedrichshafen lag seitlich im Rücken. Man kennt es an den Zwiegeldächern der Schloßtürme. Unverdrossen griff er aus. Doch der Schnee fiel dichter und man sah nur auf Kürze, während die Luft die Geräusche weithin verschleppte. Man hörte Glockenzeichen anlegender Dampfer, das Rollen und Stoßen der Eisenbahnzüge vom schwäbischen Ufer. Man hörte Turmuhren schlagen in Orten, die weit überm Wasser lagen. Manchmal wurde Konrad eingeholt von einem Auto. Schlitten begegneten ihm mit schellengeschirrten Rößern. Die hörte er manchmal noch eine Viertelstunde darnach.

Noch war er nicht in Güttingen. Es kam ihm vor, wie wenn die Straße sich vom See entfernen wollte. Das ängstigte ihn ein we-

nig. Dunkler wurde es auch. Der Weg schien anzusteigen. Die größere Anstrengung zeigte ihm, daß er eigentlich schon recht müde war. Er spürte, daß er seit dem Frühstück nichts mehr genossen hatte. In Güttingen hätte er gern gerastet; doch fand er keinen passenden Ort, denn er mochte von niemand beobachtet sein. So aß er sein Brot im Gehen. Jetzt konnte er doch nicht sitzen, denn die Stille war einem scharf einfallenden Wind gewichen. Die Obstbäume ächzten am Wege. Schneidender fraß der Frost. Das war ein richtiger Sturm, Nordweststurm. Ein ganzer Schneebagel prasselte Konrad ins Gesicht. Er mußte sein Brot wegstecken. Es wurde ihm schwer, gegen den Wind zu stehen, wievielmehr zu schreiten. Dann war der Schnee vermischt mit Nässe, die ihm bald durch Kleider und Schuhe drang. Ihn froh am ganzen Leibe, so daß ihm die Zähne klapperten. Eisstöckel, an Sohle und Absatz haftend, erschwerten den Gang. Kein Tritt war mehr sicher. Als ein Sturmstoß ihn warf, war er dem Weinen nahe. Und als er sich mühsam wieder aufgestellt hatte, schmerzten die Knie, brannten die Hände. Er sah kaum genug für die nächsten Schritte. Vom Anflug der Schneekristalle waren die Augenlider leicht entzündet und schmerzten. Er konnte sie nur für kleine Blicke öffnen. Anzeichen beginnender Erschöpfung machten ihn traurig. Sehnsüchtig sah er den Nor-



.... fand der Mesner einen Knaben.

schacher Zug in Richtung Konstanz neben sich durchfahren. Er führte Lichter, auch die Wagen waren beleuchtet. Daran erkannte er erst die große Verdunkelung der Landschaft. Es konnte nicht später sein als drei Uhr. Wie weit war's denn noch bis Landschlacht?

Er konnte nicht mehr viel denken. Einmal fiel ihm ein, er sollte beten. Er betete ein Ave Maria. Im zweiten blieb er stecken. Er war so müde. Sein Gang war ungleichmäßig und mehr ein Tappen. Oft glitt er aus. Er hielt sich meist an die Straßennrinne. Von der Jahrbahn wäre er nur zu oft abgerutscht. Ein Dorf tauchte auf. Landschlacht vielleicht? Dann hatte er die Hälfte des Marschwegs überschritten. Erst! Fast sank ihm der Mut. Noch unvermindert tobte der Sturm. Ein paar mal stolperte er über niedergeworfene Aeste.

Endlich setzten doch die Regenschauer aus. Es schien noch kälter zu werden. Unter Konrads Füßen gefror die Nässe. Vielleicht froren auch seine Behen ein; sie waren fühllos geworden.

Der Schnee fiel noch immer, nein stürzte! Mechanisch ging der Knabe fort. Zeitweilig verlor sich die Müdigkeit. Dann fiel sie ihn doppelt an. Er wußte nicht, wie lange er noch gehen könne. Am besten war es, wenn er stumpf und ohne zu denken weiter tappte.

Einmal kam er zu sich, in Münsterlingen. Es fiel ihm ein, daß man bei hellerem Wetter schon längst den Münsterturm von Konstanz sehen müßte. Jetzt war noch nichts zu erkennen; die Flocken verhängen mit ihrem Gewebe die Welt. Doch trieb es ihn an. Ein kleines Gefühl der Freude kam auf. Nur so müde war er.

Dann rief er sich auf: Nicht nachlassen! Das Ziel war so nah, die Heimat, die Krippe, Vaters und seine Krippe! Und Maria hatte ihm bedeutet: Komm doch! Er betete wieder.

Nach einer Zeit ließ das Schneegestöber endlich nach. Die Sonne brach zwar nicht durch, aber man sah doch ihre weiße Scheibe. Sie hing noch nicht tief. Im Westen war es heller und heller geworden. Da stand ja der Turm des Münsters! Ein kniender Riese mit breiten Schultern unter einem Haupt mit dem Bischofshut. Der Bischof war St. Konrad, sein Namenspatron. Nun gab er die letzte Kraft aus. Er fühlte keine Glieder mehr. So kam er durch Böttighofen, vorbei am Schlöfli. Und wieder nach einer Ewigkeit zog sich ein Dorf in die Länge: Kurzridenbach. Die Straße stieg an. Zunehmend schmerzte ihn jeder Schritt auf eine neue Art; er litt am Wundlauf. Nun ging er und tappte nicht mehr, sondern stürzte vorwärts.

Auf einer gewissen Höhe angekommen, erkannte er einen Turm, den Barockturm der Augustinerkirche in Kreuzlingen. Vor sich hatte er die vielen Fenster des Klosters und

jetzigen Kantonsseminars. Todmüde kam er vor der Kirche an. Er mußte hinein, absetzen. Er kannte das Gotteshaus; es ist weiß, hell, freundlich. Ein hohes Schmiedegitter scheidet Chor und Schiff. Ein wenig Sonne sah schräg herein und spielte blaß auf den Bänken. Sie stand jetzt merklich tiefer. Im Niederstigen fielen Konrad die Augen zu. Er sah nichts. Er spürte nur die Wohlthat der Ruhe. Die Beine dankten mit einem wohlglückigen Gefühl. Ruhe, Raft. Nach einer Weile spürte er, wie ihm auch der schwache Schein nicht mehr im Gesicht lag. Die Sonne war jenseits des Fensterbordes hinabgesunken. Da brach er auf, ging erst noch ein paar Schritte nach vorn, wo links in einer Seitenkapelle der Delberg mit allen Leidensstationen des Herrn war, immer Jesus mit andern Menschen, mit andern Schergen, zweitausend Holzfiguren, naturfarbig braun und poliert. Als der Vater noch Freude an diesen Dingen hatte, führte er Konrad manchmal herauf wegen der Schnitzerei. Jetzt sah man nicht mehr deutlich. Im Kircheninnern ward es schon dämmrig. Als der Knabe vor die Tür trat, empfand er die Feuchte des aufgestandenen Rebels. Unsicher wankte er abwärts durch den Ort. Noch sah man kaum Lichter. Bald mußte die Grenze kommen. Zuvor noch viele Kaufläden, die er kannte. Hundertmal sind nicht genug, daß er da eingekauft hatte, Brot, Mehl, Stumpen, Kaffeebohnen, alles in kleinen Mengen, aber billiger als in der deutschen Stadt. Wievielmahl hatte Konrad den Rucksack leer herauf und prall hintergetragen. Auch heute strömten Leute, besonders viele Frauen und Kinder, über die Grenze aus und ein wie durch ein Tor. Hüben stand der Schweizer Posten im langen Mantel und steilen Käppi. Der sagte selten etwas und hatte überhaupt nie viel zu tun. Höchstens, daß er in der Stunde zwei-, dreimal fragte: „Nüt verzolle?“ Hände in den Taschen stand er da, sah den Knaben vorbeigehen, jagte aber nichts. Die Schweizer Grenzmänner kamen Konrad von jeher vor, wie wenn allen der Schalk im Nacken säße. Auch dieses Ansehen und Dochnichts-sagen kam ihm schalkhaft vor. Da waren die Deutschen anders; immer dienstlich, immer genau. Sie fragten auf badisch: „Nix zu verzolle?“ Alle Körbe wurden aufgedeckt und Männern die Rodtaschen abgetastet. Von Konrad will man heute nichts. Er hat ja keinen Rucksack, hat überhaupt nichts. Humpelnd kommt er in die Heimat.

Es wird schon dunkler. Schaufenster verschütten Licht. Eine große Wärme erwacht in Konrad. Sein Blut pulst rascher. Die Müdigkeit ist nicht gewichen, doch scheint sie bezwänglich. Das macht der Gedanke: daheim. Es kommt ihm zwar vieles ganz neuartig vor. Er weiß, es ist Konstanz, aber doch anders. Er weiß nicht, ob es schöner ist. Er

ist nur glücklich. Durchs Schnektor stapft er, die Fufsenstraße hinein. Es wimmelt von Leuten. Geschäfte, Schaufenster, Lichter links und rechts. Er kommt zum Obermarkt. Das ist in den Abendstunden bei lebhaftem Ab und Zu der Menschen eine der heimeligsten Stellen der Stadt. Doch kennt er kein Verweilen. Es zwingt ihn weiter.

Erneut fielen Flocken, im Nebel leise tänzelnd. Das gehörte sich wohl, es paßte zu Weihnachten.

Wenn außen auch Lichter brannten, so war doch das klarste, das wärmste Licht in ihm selber, tief innen. Es trieb ihn. Er sah es wie in einem rötlichen Nebel. Er spürte es, wie man unbewußt eine Sehnsucht spürt und von ihr geführt wird, immerzu auf ein Ziel. Wenn man sich früge, was diese Sehnsucht für einen Namen habe, man wüßte es nicht oder würde sie Heimweh nennen. Verlangen nach Heimat und irgendwie Weihnacht. Dieses Licht war in Konrad und trieb ihn. Ihm war's zu tun um die Krippe, den Vater, die Heimat. War's nicht dreimal das gleiche? — Er konnte nicht denken: Was dann? Da war ja das Ziel! Um eine leichte Wendung der Wessenbergstraße sah er den Münsterthurm vor sich, im Finstern ragend. Konrad liebte den Turm wie den ganzen Bau. Ob er wußte, warum? War's der Raum, der ihn dannte? Ein dunkles Gefühl für Geschichte, Bestand und Vorübergang, das gewissen Kindern nicht fremd ist? Selbst im verfinsterten Münster war Konrad ohne Furcht. Denn der Bau hat ein Herz, und Gott selbst ist das Herz, der Gottmensch Jesus. Und noch ein Herz ist da: seine Krippe, die Krippe. Das Licht glühte auf in ihm, eine Rose der Sehnsucht. Die letzten Schritte zum Münster wandte er hin. Wenn sie nur jetzt nicht läuten, nur jetzt nicht schließen! Er taumelt zum Tor. Ein paar Schritte vom Nordportal kommt er zu Fall. Nur ein Knie schmerzt. Dann steht er wieder. Und er sieht: die Tür muß offen sein. Kinder gehen hinein und verschwinden. Einen Augenblick steht er und atmet. Er kann das Glück nicht fassen. Sei's pocht sein Herz. Im ganzen Leibe pocht das Herz. Nun nimmt er die Stufen, nun klingt er die Tür auf. Und dann besißt ihn das Wunder.....

Erst will er knien, doch die Knie verlagen.

Da setzt er sich in eine Bank vor der Krippe. Er ist nun glücklich, nur fast zu schwach für das Glück. Daheim! Er kostet die Süße der Wahrheit. Er schaut und schaut. Zwei Augen sind nicht genug; schon gar so müde Augen. Sie sinken ihm zu. Er sieht gleichwohl und schöner: Bethlehem. Maria ist wieder da. Im Beten erglüht sie. So schön ist kein Wesen. Er träumt von ihr. Sie ist so lieb zu ihm; sie zeigt ihm den Himmel. Er muß schon geträumt haben. Einmal kommt ein Ausruf des Entzückens von seinen Lippen. Daran erwacht er.

Doch da steht wer vor ihm: der Mesner. Er möchte schließen und rasselt laut mit den Schlüsseln. „Du“, sagt er, „geh' jetzt heim!“ Konrad begreift nicht gleich. Dann erschrickt er schmerzhaft. Er kann sich nicht fassen. Unschlüssig wandt er ins Freie. Warum behielt es ihn nicht? Doch er wird nicht irre. Er betet kurz und erwirbt Gewißheit: Maria führt. Sie hat alles geordnet. Es überkommt ihn wie wunderbarer Trost. Er will es erwarten. Vielleicht ist morgen der Tag. Vielleicht.

Doch er ahnt auch, er ist am Ende der Kraft und kann so nicht weiter. Auch weiß er kein Obdach. So beschließt er, sich hier zu behelfen und eine Nacht im überdeckten Vorraum des Seitentors zuzubringen. Der Ort ist trocken und windgeschützt. Er muß nur warten, bis der Mesner weggegangen ist. Dann legt er sich nieder. Es ist kalt, doch er friert nicht. Und Ruhe tut so wohl! Allen Gliedern ist wohl. Bald ist er eingeschlummert und träumt; träumt vom Vater, Gottvater, der einen armen Jungen nicht allein läßt und ihm die Heimat nicht weigert. Es wird ein froher, ein Glückstraum, ein solcher,

der gar nicht endet, weil er kein Traum ist und gar kein Ende kennt.

Nach einer eiskalten Nacht fand der Mesner, als er zum Frühläuten ging, mit dem Oberleib aufrecht ans Tor gelehnt, einen Knaben, der da erfroren sein mußte. Er erschrak nicht wenig, als er den Jungen erkannte, den er selbst noch abends im Münster schlafend gefunden und heimgeschickt hatte.

So war es von Gott für Konrad Karner gefügt, daß er heimfinden durfte und eben recht kam zum Fest der Unschuldigen Kinder.

